

# **Universitäts- und Landesbibliothek Tirol**

## **Friedrich Ludwig Jahns Werke**

**Jahn, Friedrich Ludwig**

**Hof, 1884**

Über Briefschreiben

# Über Brieffschreiben.

Von

Friedrich Ludwig Sahn.

(Aus: „der Freimütige oder Berlinisches Unterhaltungsblatt für gebildete, unbefangene Leser.“ 1809. Nr. 187 und 189 19. und 22. September.)

— — Aber immer bleibt es doch eine herrlich-schöne Sache mit dem Brieffschreiben, eine herzige Erfindung, deren Wohlthat von entfernten Lieben immer neu nachempfunden wird.

Aus der geschichtslosen Urnacht stammen die beglückenden Künste; diese Vergegenwärtigerin und Raumüberwinderin ganz vorzüglich. Den ersten Brieffschreiber kennt man so wenig, als den ersten Brotbäcker, und für Gebildete und Verebelte sind Brot und Briefe gleich unentbehrlich. Eins unser Sprichwörter sagt: „Er ist zum Brot gewöhnt, er kommt wieder.“ Mit demselben Rechte kann es auch heißen: „Er ist Briefe gewöhnt, er geht nicht weg.“<sup>1)</sup> Wie viele menschengeschaffene Leidensländer in Europa würden bald eine Ode werden, gäbe es in den menschenleeren Naturgärten anderer und besserer Erdteile nur Posten, Briefe und Zeitungen. „Da erfährt man ja gar nicht, wie's in der Welt hergeht, da ist man ja bei lebendigem Leibe allen andern abgestorben“, äußert sich der schlechte Menschenverstand über solche Auswanderungspläne. Das Menschenleben giebt dem Menschen erst eine Welt, durch die fünf Sinne empfängt er nur den sie umgebenden Dunstkreis. Klausner, Waldbriüder, und was sonst noch einsiedlert, sind menschliche Schalentiere. Wo der Austausch der Gefühle, der Verkehr der Gedanken stockt, hört die Welt der Menschlichkeit auf; Warenhandel giebt es noch unter den Menschenfressern, bis an die äußerste Grenze des Viehreichs.

Briefe sind die wahren geflügelten Worte, und des Schreibers Gedankenreise steht oft mehr Abenteuer aus, als ein ganzer

<sup>1)</sup> Soll wohl heißen, er bleibt durch den brieflichen Verkehr auch in der Ferne nah.

Kreuzzug. Herricht der Adler im Luftreich als Sonnenschwinger<sup>1)</sup>: so verdient die Briestaube Königin zu sein; er raucht mit den Blitzen des Donnergotts durch die Weltwüsten, sie trägt nur der Hoffnung Immergrün, des Glaubens Gedenkemein und der Liebe Vergißmeinnicht von Herzen zu Herzen. Jeder Briefschreiber wird ein vervielfachter Mensch; Briefschreiben ist ein Doppelt- und Mehrfach-Gesehenwerden. Trennen Geschiede ein holdes Zusammenleben, so schafft der Briefwechsel ein sanftes Mitleben, weil er als Sprachrohr in die Ferne dringt. Auch er hat seine Muse! Sie weckt die Erinnerung schnellgeschwundener Zeit im unnachteten Gemüt; vergegenwärtigt das Abwesende, daß es sich nicht aus der Kunde lebt; und ihre höchste Begeisterung ist die Ahnung vom Wiedersehen.

Darum ist das Briefschreiben auch eine schöne Kunst, zwar die jüngste der Lebensverschönerinnen: denn das Herz erwacht im Menschen zuletzt; aber es schlummert auch am spätesten erst wieder ein. Daß Schulmeister und andere Federtiere mit Briefschreiben tagelöhnern, bleibt immer eine Entheiligungssünde, und Bierfiedler und Bänkelsänger sind nicht ärgere Kunstfrevler. Wäre das Briefschreiben keine Kunst, so müßte beides, Lehren und Lernen, gut von statten gehn. Bis jetzt verunglücken doch alle Brieffstellerbücher und leisten nichts mehr, als die berücktigten Heilmittelverzeichnisse der Quacksalber. Der Gesunde braucht sie nicht, und wenn die Natur nicht das Beste thut, so ist der Kranke gerade dadurch am ersten ohne Hülfe verloren.

Und einmal wenigstens in seinem Erdendasein sollte doch jeder Mensch, der die Schriftzüge gelernt hat, Briefe schreiben können; sonst bleiben die goldgeränderten Blätter im Lebensbuch leer, unbeschrieben von Freundschaft und Liebe. Ein solcher Brieffschen und Schreibenicht sollte sich vor der untermenschlichen Natur schämen. Schon das Pflanzenreich trägt Blüten und Blumen als Brautschmuck, Kryptogamen für gemeine Augen ausgenommen; die Nachtigall und die übrigen Hainfänger opfern ihrer Zärtlichkeit Loblieder. Leider werden nur Nachtigallen gehegt, aber die Süßbrieffchen<sup>2)</sup> haben nirgends freie Post, vogelfreie desto mehr.

Auch flöhte sonst der Brief eine heilige Achtung ein, jetzt — so ändern sich die Zeiten — gilt er als eine jagdbare Neuigkeit, die nicht Schonung noch Schonzeit verdient. In keinem Frieden ist er mit eingeschlossen, nicht in den ewigen, nicht in den allgemeinen. Er ist keine befriedete Sache mehr, wie das

---

<sup>1)</sup> Das heißt, der zur Sonne sich aufschwingt.

<sup>2)</sup> Wörtliche Uebersetzung der billets doux.

Ackergerät auf dem Felde und die Bienen in der Heide. Strandrecht, Folter und Herengericht sind als unmenschliche Eingriffe verbannt; aber damit sich unser Zeitalter nicht überhebe, haben Staatsweisklinge, des Kakerlaken Rehabeams würdige Diener), die Brieföffnung als eine notwendige Einrichtung einer vollkommen bürgerlichen Gesellschaft wieder eingeführt. Zeiten, auf deren Roheit wir mit Hohn hochgebrüstet hinunter sehen, urtheilten anders. *Hommel*,<sup>2)</sup> ein alter Rechtslehrer, nennt die Brief-erbrecher ehrlöse Nichtie und zählt sie den Fälschern bei. Luther eifert gegen solche Kufufe mit dem Verbipruch: „Dieb ist ein Dieb, er sei Briefdieb oder Gelddieb.“ Und Kaiser Maximilian<sup>3)</sup> der letzte Ritterkaiser und Kaiserritter, ließ aufgefangene feindliche Briefe unberührt, wie gefangene Jungfrauen. Enthaltfamkeit ist die Mutter der Tugenden, Scipionen sind dadurch groß geworden, seitdem hat man Größe, Preis und Ehre schon leichter. Die Kriegsgurgeln entblümen die Unschuld und entweihen die Siegel des Geheimnisses.

Freilich empört sich noch immer jedes Menschengefühl, das noch nicht den schlichten Unterschied von Recht und Unrecht erlernt hat, über solche wilden Gelüste. Wie sich der Mensch an abichreckende Nahrungsmittel erst schwer gewöhnt, so findet er auch nur langsam Geschmack an Schauderspielen. Jeder Biedermensch erschrickt also vor einem Brief-erbrecher, wie vor einem Unhold, der das Herz Lebendigen entreißt, um es noch während der letzten Lebenszuckungen zu zergliedern. In jedem Briefe denken wir uns die Gegenwart von Geist, Herzen und Seele, und dies Allerheiligste darf nur einer betreten. Geistesfunken, Herzensblüten, Absenker vom innern Selbst sind in den Briefen verschlossen. Dreimal Wehe und Fluch, Acht und Bann über jede lose, unreine und raubgierige Hand!

Aus seinem innern Leben schreibt der bessere Mensch seine Briefe, und wo dieses gestorben, oder noch nicht geboren ist, erschöpfen sich die vollen Speicher der Kenntnisse gar bald und das Zeughaus der Gelehrsamkeit bietet vergebens seine Schätze. Briefschreiben ist Hinverfetzung in Gedanken. Wo man selbst nicht gern sein mag, dahin zu schreiben entschließt man sich schwer; wo man nur bloß Staatsbesuche und Frohnaufwartungen

<sup>1)</sup> Es ist nicht zu ersehen, weshalb Zahn den bekannten jüdischen König Rehabeam einen Kakerlaken (oder Albino) nennt. Er münzt seine Worte offenbar auf die damalige Franzosenzeit, in der kein Brief vor der Eröffnung auf der Post sicher war.

<sup>2)</sup> Karl Ferdinand Hommel, geb. 6. Jan. 1722 zu Leipzig, gest. 16. Mai 1781 ebendasselbst, ein bedeutender Rechtslehrer.

<sup>3)</sup> Kaiser Maximilian I., geb. 22. März 1459, regierte von 1493 bis 1519, gest. 12. Januar 1519.

ablegt, dahin schießt man nur die unumgänglichsten Wohlstandsbriefe und ist innig zufrieden, wenn das Treibhausgewächs nur so leidlich gerät. Wo die Gesellschaft Zwang auflegt, drückt das Briesschreiben bis zum Drucksen; wenn die Feder auch noch so sehr verschnitten ist, wird ihr das Fliegen leichter als das Kriechen. Eine geschriebene Verbeugung lautet gewöhnlich hölzern, weil ihr die Begleitung einer wohlingeübten Leibwache fehlt. Die Schreibezeichen — !? bleiben unvollkommene Andeutungen, bis wir Schmeichel-Hieroglyphen und Ehrfurchts-Chiffren einführen. Der längste Gedankenstrich liegt wie ein Block gegen den kürzesten Bückling. Und nun Scharrfüße, Achselzuckungen, Ohrenspiken, Stirnefalten und Entfalten, Nasenrümpfen und Kopfsaufwurf, Stellungen, Händesprache, endlich die ganze Mienenschule und das Augengeschwindspiel —: durch nichts sind sie zu ersetzen. Ach! selbst ist der Mann!

Außerdem will das Papier nicht recht Lebensart annehmen, sich nicht nach dem guten Tone bequemen; weiß ist es, und nicht umsonst hat es die Unschuldssarbe. Man darf manches thun, muß es sogar aus Höflichkeit, und soll doch im Briefe davon schweigen. Und so geht es mit allen Scheidemünzen der Ubergangskunst. Sie bleiben Spielmarken und Zahlpfennige, im Handel und Wandel nimmt sie keiner für voll; ja der sie geprägt hat, setzt sie wieder am ersten ab.

Es giebt allerdings vielerlei Briefe und ein Linnee<sup>1)</sup> wird noch immer erwartet, sie nach Ordnungen, Gattungen, Geschlechtern, Arten und Spielarten einzuteilen. Indessen nicht jedes Papier, was mit Höflichkeitsanreden beginnt und mit Empfehlungswörtern schließt, ist dadurch schon ein Brief. Auch die Aufschrift macht es nicht aus, seitdem es leere Titel giebt; und der Umschlag gar nicht; steckte doch einst ein anderer in der Löwenhaut. Wohlstandsbriefe sind Schaugerichte, vom Ansehen muß man satt werden. Geschäftsbriefe sind wackere nützliche Dinger, weiter läßt sich von ihnen nichts sagen. Gelehrte Briefe sind fürs eigentliche Briefbürgerrecht zu gelehrt, es sind reisende Abhandlungen, wo „Hochzuverehrender“ oder ein ähnlicher Vorbote anmeldet. Vertraute, aber doch gedruckte Briefe sind Erzeugnisse der höheren Klatschkunst, denn Krähwinkel geht weit über seine Landwehr hinaus und würde überdem auch am allerleichtesten eine Universalmonarchie stiften können. Hinter-

<sup>1)</sup> Karl von Linné, der berühmte Naturforscher geb. 2 (13.) Mai 1707 zu Råshult in Småland, gest. 10. Januar 1778 zu Hammarby.

<sup>2)</sup> Krähwinkel, der durch seine lächerlichen Streiche bekannte Ort in Kogebues Lustspiel „die deutschen Kleinstädter“.

lassene Briefe, ohne früher eingeholte Willebriefe, von fremder Hand herausgegeben, sollten alle mit einem Grabtief gestempelt werden; es ist Heiligtumschändung, Geheimnisraub und Einbruch in die Gräfte, um die Toten zu berauben. Vertrauliche, freundschaftliche Briefe schreibt man nicht wie Bücher, wie gelehrte Ware für eine Kunstausstellung. Sie sind die wahren echten Briefe; Erinnerungsblätter; Andeutungen, wie der Zeitstrom die Lebenswelle trägt; nachher aufgenommene Schattenriffe von den Gebilden des Beisammenseins; Alleingespräche vor dem vergegenwärtigten Bilde der Entfernten; Wünsche, Sehungen und Ahnungen, die auf Traumfittigen den Geist umgaukeln.

Solche Briefe gelten als Unterpfänder, als Gewährleister, als Bürgen und Geißel. Wird die Verbindung aufgehoben, so werden sie gegen einander eingelöst, wie man Kriegsgefangene auswechselt, nur daß es nicht Stück für Stück geschieht, sondern in Bausch und Bogen. Und dann ist der Stab über das frühere Verhältnis gebrochen. Feinfühlendere Seelen ehren freilich auch im Nichtzurückfordern den zerrissenen Bund und im stillen Aufbewahren die Überzeugung von Treue und Glauben. Den Briefwechsel beim Bruche verbrannt — ist ein sinnbildliches Todesurteil: „Dein Andenken ist vernichtet, für mich ist unsere gewesene Gemeinschaft Asche.“

Briefe haben also eine urkundliche Wichtigkeit und gelten sogar wie Beschenkungen. Unbegreiflich, wie wenig ernsthaft die Sache beim Briefwechseln genommen wird. „Ich gebe nichts Schriftliches von mir,“ damit hat Wallenstein alle Entwürfe-Nachgrübler und Planetenträufeler zu Schanden gemacht.

Der sonderbarste Briefwechsel ist der unter Hausgenossen; es versteht sich von solchen, die nicht taub und stumm oder eingesperrt sind. Zuerst sind solche Briefwechsler die Empfindseligen, so nicht begreifen, daß unangenehme Dinge zu sagen oft eine Pflicht der Gerechtigkeit und Rechtspflege ist. Dann Prahlhelden, die nicht anständig zu sein fürchten, es aber persönlich bis zum Ekel sind; aber schriftlich schon eher eins wagen, weil im schlimmsten Falle der ersten Aufwallung das geduldige Papier die Selbsttrache erleidet. Größtenteils sind aber die Brieffreiber, deren Tintwerke mit der Hauspost von Zimmer zu Zimmer, höchstens aus der Siebelstube in das Hauptgeschloß gehen, solche Herren, die der rechte Herr, auch „Herr“ grüßt. Das sind Kennherren, aber Diener, die als Neben-, Unter- und Mietherren gelten, doch nur mit Dunkelstern- und Mondenrang.

Auch ein Geschlecht haben die Briefe, es giebt männliche und weibliche; Blendlinge und Zwitter kommen äußerst selten vor. Das sicherste Kennzeichen bleibt die Interpunktion. Die

Weiber reihen einzelne Sätze an einander und immer so fort bis zum Ende. Allmähliche Übergänge brauchen sie nicht, sie können sich mit flinken überspringen helfen. Es sind einzelne Blumen, darum die vielen Beistriche und fast keine andere Unterscheidung. Seltner ist das Einzelschöne auch zu einem Strauß gewunden — dann ist der Punkt der letzte Knoten des umgeschürzten Fadens. Damit sind die Männer nicht zufrieden: einzelne Blumen jagen ihnen nicht zu, kaum scheint ihnen ein ganzes Gewinde aufhebenswert. Sie lesen lieber Ahren, oft raufen sie dieselben auch, weil es nicht schaffen will, von fremden Fruchtfeldern; doch die gelehrten Flurschützen kommen wütig über sie her, da müssen sie auf die Stoppeln entweichen und froh sein, wenn sie mit der Hungerharke ziehn dürfen. Was nun diese Ahren-, Frucht- und Blumenleser zusammenbeuten, gleichviel wohlervorben oder nicht, kommt in eine Garbe, hält sie dann auch nur ein Strohband. So entstehen die fein und zierlich und bunt gedrechelten Perioden, die der Leser erst zerlegen und wieder zusammensetzen muß, will er sie verstehen. In einen Brief gehören sie übrigens nicht, wären sie auch kunstrecht, dahinein darf man keinen Irrgarten pflanzen. Ein Brief ist geschriebenes Sprechen und muß ohne Wörterbücher und Encyclopädien verständlich sein, weil Raum und Zeit und das teure Postgeld unnötige Fragen erschweren.

Freilich, um einen Brief richtig zu verstehen, muß man eigentlich doppelgeistig und zweifelzig sein. Ein großer Teil der Menschen liest Briefe von Wert laut. Das ist so unrecht nicht. Das Lautlesen ist eine Vergegenwärtigung der geliebten Person, wie der Schattenriß fürs Auge. Man liest dem Schreiber nach, um gleichsam den Widerhall seines Sprechens zu vernehmen, begleitet unwillkürlich seine Betonungsart mit den ihm eigentümlichen Geberden.

Der Briefwechsel hat auch seine Krankheiten, die, wenn auch nicht heftigen, doch langsamen Tod bringen. Die meisten Freundschaften und Herzensverbindungen sterben an Kleinigkeiten; grober Treubruch kommt selten vor. Ebenso kommen nur wenig Menschen durch gewaltigen Tod ums Leben, die meisten schlafen ein; aber nicht alle entschlafen selig.

Nr. 189

Wie schnell und bald soll man denn freundschaftliche Briefe beantworten? Nun, ein Gesetz läßt sich gerade darüber nicht geben; gehen die Briefe auch mit der Post und sind sie gleich selbst eine, so können sie doch nicht Stunden halten. Würde eine Leistung der Briefpflicht festgesetzt, so müßte der Briefzwang alles Feine zerstören. Indessen giebt es selbst mitten im Weltgewühle freie Lebensaugenblicke. Die benutzet! Ruht man von Arbeit, so ruht man doch nicht von Gedanken und Gefühlen. Aufschieben ist die Selbstimpfung der Faulheit, und wird an-

stetender von Stunde zu Stunde. Der Mensch ist überdies als vorwärtiges Wesen geschaffen, mit allen Sinnen und Werkzeugen, und wenn auch sogar auf unrechtem Wege alles mit ihm den Krebsgang geht, so will er doch nie zurückkehren. Er bleibt sogar im Sündengeleise und hält die Spur bis zum sichtlichen Untergange. Ein abgerissener Faden ist immer nur durch einen Knoten zu vereinen, und wenn der auch gordischfest geknüpft wird, macht er doch abelstand.

Indessen ist Schweigen oft Pflicht, öfters auch Wohlthat. Gleichgültige Briefe sind eigentlich nur Stellvertreter von zurückgehaltenen Mittheilungen. Natürlich schämt man sich, solche an einen mitdenkenden und mitführenden Freund abzusenden; so wie man keinen zu Gaste bittet, wenn man nicht mehr als die vierte Bitte hat<sup>1)</sup>, und lieber mit der Einladung wartet, bis man des Geladenen Lieblingspeiße und Leibgericht anrichten kann. Briefe von erkünstelter Gleichgültigkeit quälen Schreiber und Leser gleich sehr, und das Gegentheil bringt oft beiden Verderben. Auf der Flucht muß man sich nicht umsehen, man wäre denn wie der Parther, der seine Pfeile rückwärts ver schoß und davonstehend gerade um den Sieg kämpfte.

Zur Schande der Menschheit finden sich briefstumme Selbstlinge, die im Freudentausch und Wonnetanmel nicht der Freunde gedenken und der treuen Teilnehmer sich nicht einmal erinnern, wie die Zecher das Atertums, die die ersten Tropfen als Opfer den Göttern versprengten. Wenn solchen die Glücksunne untergeht, können sie an Freunde denken und wissen sie aufzufuchen. Doch giebt es auch verschlossene Leidtragende, die sich nicht ausklagen können, ihren Schmerz in die eigne Seele hineinweinen und die der ergreifendste Kummer stumm zernagt.

Ob auch sonst schon eine Anweisung zu Ariasbriefen<sup>2)</sup> gegeben, ist mir nicht bekannt. Wahrscheinlich giebt es dergleichen, die nur nicht aus den Weltthändeln in den Buchhandel kommen. Die geheime Polizeischrift des Grafen von Bergennes<sup>3)</sup>, die auch auszüglich ins Deutsche übersezt ist, liefert wenigstens die ausgeklügeltsten Ariasempfehlungen. Es sind sinnbildliche Steckbriefe, die der Nichtschlüsselhaber als Anlobungen unter die Leute bringt.

Überhaupt liegt im ganzen Briefwechseln viel Sinnbildnerei. Buntes Lack gilt als Schminke, ein bunter Umschlag als eine Hanswurstjacke. Ja die Umschläge haben selbst eine strenge

<sup>1)</sup> Unser täglich Brod gib uns heute.

<sup>2)</sup> Ariasbriefe nennt man bekanntlich die Briefe, welche den Überbringer ins Unheil stürzen. (Vergl. 2. Sam. 11.)

<sup>3)</sup> Charles Gravier, Graf von Bergennes, geb. 28. Dez. 1717 zu Dijon, gest. 13. Febr. 1787, französischer Staatsmann und Minister Ludwigs XVI.

Kleiderordnung. Es giebt Haus- und Staatskleidung, Leib- und Ober Röcke wie Mäntel. Und nur einfarbig darf das Zeug sein; soll doch das Herz ungefärbt bleiben, auch nicht alle Augenblicke die Farbe wechseln.

Ein Brief an ein werthes Wesen abgeschickt, gilt dem Absender eben so viel, als ein abgefertigter Bote mit kostbaren Sachen. Und die Zeit, wo wir einen Brief erwarten, der unser Herz anspricht, ist ein Aussehen und Harren auf den Besuch eines Freundes. Gerade, als wenn wir solchen unterwegs wissen, beobachten wir unwillkürlich Windfahnen und Wetterzeiger, legen den Postenlauf in Gedanken zurück, können dann nicht mehr aus dem Kopfe bringen die grundlosen Wege, die durstigen Schwäger, die schlaftrunkenen Schirmeister und alle Postübel vom Straßentot bis zur Kotseele, die gleich den Pfählen an den Gefährten eingedammt ist.

Wer Briefe versteht, wohnt darum so gerne in einer großen Stadt und fürchtet sich vor einem Winkelneste, das von der Beutelmeise gebaut scheint. Jedes Wohnen an einem Strom, schiffbaren Fluß oder einer Landstraße ist ein Nahesein am Thore der Welt, was aus jeder Einsiedelei hinaus und in sie hineinführt. So ist man, abgeschlossen von der großen Welt, immer mit ihr in Verbindung.

Mir ist es ein unwillkürlicher Drang, bei jedem Postwagen an ein Scheiden und Vereinen liebender Menschen zu denken, und bei jedem Blasen des Posthornes auszurufen wie auch jetzt: „Lebt wohl! Geliebte in der Ferne!“

Friedrich Ludwig Jahn.

